

BULLETIN 2004-2



G.R.E.G.



BULLETIN GREG

INHALTSVERZEICHNIS:

BMW-Werk München-Allach und Befreiung (Nic HOFFMANN)	2 – 13
Kriegserlebnisse von Gust und Marguerite GOERENS-HOFFMANN	14 – 24
Rätselcke	25
Besondere Hinweise	26

Vorstand des GREG:

Präsident: Paul HEINRICH
Vize-Präsident: John THURMES
Sekretär: Guy THURMES
Kassierer: Jeannot PETERS

Beisitzende: Marcel CHEVALLIER Marc HEINRICH
 Jos MAAS Marc PETERS
 Fernand RIES Jos SCHILTZ
 Alain CHEVALIER Nico JAAS
 Romain REINARD Pascal NICOLAY
 Emile SCHILTGES

Redaktion: 5, rue Dr. Klein L – 9054 ETTTELBRUCK

Tel.: 81 03 22 Fax: 26 81 05 77 Email: patton@patton.lu Internet: www.patton.lu
CCPL LU84 1111 0968 9892 0000

BMW-Werk MÜNCHEN-ALLACH und Befreiung

Erlebnisbericht von Nic Hoffmann

Fortsetzung / Schluss

Am Stephanstag, dienststmorgens ist der Teufel los.

Entlausung:

Wir gleiten auf Schnee und Eis zur Entlausung und zurück.

Ich bin mit den Ersten wieder bei Block VII. Die Eingangstür steht offen. Drinnen haben die „Schwarzen“ gehaust. Die Betten sind umgekippt. Alles liegt durcheinander. Unsere Hobelspansäcke drunter und drüber.

Der Willi steht da, mit seiner Pfeife.

Er hatte uns ja zum Entlausen begleitet.

Jetzt treibt er uns zur Eile an:

„Jungs, schnell, schnell aufräumen, sauber machen, gleich ist Mittag, schnell, schnell!“

Ich helfe, die Betten wieder an ihren Platz zu stellen. Die Spinde kommen ebenfalls wieder wo sie hingehören. In meinem Spind ist noch alles vorhanden. Die Briefe meiner Frau, Handtücher, Taschentücher, Strümpfe. Ich lege alles wieder so hin, wie es liegen muss. Meine Bettunterlage aus Holzspänen ist zerwühlt. Ich suche mir einige Bretter aus, um sie unterzulegen. Mache mit den entlausen Decken mein Bett und helfe putzen. Es ist alles wieder sauber. Die Kessel werden hereingebracht. In kochendem Wasser schwimmen ein paar Rübenstücke. Das ist die Mittagssuppe.

Die Kerle von der SS sind betrunken. Sie kommen immer wieder in die Baracke und beginnen damit, alles zu durchstöbern. Es wird gemunkelt, sie hätten Angst vor versteckten Waffen. Sie finden allerdings nichts.

Wer vorher keine Wanzen hatte, hat sie jetzt, denn in den SS-Baracken soll es mit dem Ungeziefer nicht besser aussehen, wie bei uns.

Wir rücken aus zur Tagesschicht.

Das Radio macht uns fast verrückt. Immer nur Lieder. Das Englandlied: Denn wir fahren... gegen Engelland, dann... heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt.

Wahrscheinlich nicht mehr lange!

Aber, was soll in Wirklichkeit los sein. Um die Mittagszeit gibt das Oberkommando der Wehrmacht bekannt:

„Unsere Truppen sind im Westen auf breiter Front im Angriff. Bastnach wurde im Handstreich genommen. Wir werfen den Feind ins Meer zurück.“ Vereinzelt schwere Kämpfe werden gemeldet. Unter anderem im Warktal, in Mertzig.

Ich kann mich nicht mehr halten. Mir kommen die Tränen; ich schluchze. Kinder Gottes, jetzt ist auch Krieg zu Hause! Hoffentlich sind sie alle weggekommen. Wahrscheinlich musste nun auch meine Mutter weglaufen.

„Hier gibt es keinen Krieg,“ hatte sie noch 1940 gemeint. Als wir unseren Wohnort im Mai 1940 verlassen mussten, hatte sie gesagt. „Du hättest unser Haus „angehen“ sollen, dann wärst du eben jede Woche zu deiner Arbeitsstelle gefahren. Jetzt hast du nichts mehr.“

Hoffentlich ist meine Frau nicht mit den Kindern in Mertzig?

Ihre Leute haben sich doch sicher auch rechtzeitig in Sicherheit gebracht?

Das sind so meine Gedanken, als das Radio diese Nachrichten bekannt gibt.

Werde ich meine Angehörigen überhaupt wiedersehen?

Ich weine noch, als Arthur Rödiger zu mir kommt. Diesmal ist es an ihm, mich zu trösten. Er versucht es. Kann meine Befürchtungen jedoch nicht zerstreuen. Rödiger meint: „So schlimm wird es doch nicht sein, bald bekommt ihr wieder Pakete.“

Erbost gebe ich ihm zur Antwort:

„Wir möchten frei sein, von den Nazis. Das Schlimmste was uns jetzt passieren könnte, das wäre, wenn wir wieder Pakete bekommen würden, denn das würde bedeuten, dass unser Land wieder von den

Deutschen besetzt wäre.“

Heute müssen wir Nacharbeit verrichten. Ich muss sämtliche Reibahlen auf Ausschuss umstellen. Auf der Ausschussseite sind die Kaliber ja noch in Ordnung. Jetzt heißt es dreimal mehr aufzupassen. Ich habe keine freie Minute. 8 Maschinen müssen jetzt mit perfekt geschliffenen Reibahlen versehen werden. Ich hab die Meister um mich herumstehen. Keiner kann mir helfen. Sie können mich nur bei meiner Arbeit behindern. Ich bin genötigt, schnell und sicher zu arbeiten, und dies in unser aller Interesse. Die ganze Fabrik steht still. Alle warten auf neue Zylinder. Unsere Jungs sehen nun ebenfalls, wieviel die Uhr geschlagen hat. Alle arbeiten im Schnelltempo. Es rollt wieder. Nach und nach verschwinden die Meister.

Denjenigen, die Anstoß an meinen technischen Ausdrücken nehmen, möchte ich sagen, dass ich Kranführer war. Zuletzt auf der Schmelz, vorher bei Unternehmern.

Ein „pied à coulisse“ oder eine Mikrometerschraube hatte ich vorher noch nie gesehen. Hier muss ich damit arbeiten. Zur vollsten Zufriedenheit der Ingenieure. „So eine saubere Arbeit haben uns die Deutschen vorher nicht gemacht“, sagen sie.

Es ist wohl verständlich, dass wir unser Bestes geben, denn hier steht unser Leben auf dem Spiel.

Hier gibt es einen Russen, der immer gehänselt wird. Er war Messdiener bei einem Orthodoxenpriester. Es ist ein netter Junge.

Die Franzosen kochen die ganze Zeit in ihrem Block. Sie schreien sich an, prügeln sich, denn einer will besser kochen können als der andere.

Ich unterhalte mich mit Garifulin. Er ist 28 Jahre alt und war Soldat. Vorher Kolchosenarbeiter. In der Gegend von Kazan zu Hause. Er wurde Anfang des Krieges in einem Kessel gefangen genommen. Er ist zum zweiten Mal verheiratet.

Ich spreche mit ihm über Politik.

„Mit Stalin sind wir vollkommen einverstanden. Der hat aus unseren Müttern Menschen gemacht. Unsere Väter werden bestraft, wenn sie ihre Frauen als Sklaven behandeln. Jetzt gehen unsere Mütter arbeiten. Überall gibt es Kinderbewahrstätten und die Hauptsache ist, mit Stalin gewinnen wir den Krieg.“

Das ist seine Überzeugung.

Am Radio hören wir jetzt gute Nachrichten. Die Deutschen haben sich geordnet bis hinter die Siegfriedlinie zurückgezogen. Es wird vom Volkssturm geredet. Arthur Rödiger hat Angst. „Da muss ich sicher auch mitmachen“, befürchtet er.

Was für uns jedoch weit schlimmer ist:

Es wird von einem Erlass Himmlers geredet, in welchem von einer Endlösung der Lager die Rede geht. „Endlösung.“

Diesen Begriff kennen wir. Was wird uns noch alles bevorstehen?

Wir haben den 12. Februar 1945.

Fastnachtsmontag.

Feiertag.

Als wir von der „Entlausung“ zurückkommen, haben unsere „Freunde“ wieder tüchtig im Block gearbeitet. Alles liegt durcheinander. So wie beim letzten Mal. Ich komme nur noch von einer Seite an mein Bett heran. Oh Gott !

Auf allen meinen Briefen, meinen Handtüchern und auf den übrigen Habseligkeiten haben sie herumgetrampelt. Ich sammle meine Sachen wieder ein. Stelle die Betten wieder auf. Lege die Schlafsäcke wieder hin. Ich suche nach meinem Bartmesser, dem Pinsel und der Seife. Ich hatte diese Sachen fast zwei Jahre. Jetzt sind sie verschwunden. Ich hatte auch einen Spiegel. Einen Spiegel mit Blechrahmen. Dieser liegt auf dem Boden, der Blechrahmen von Füßen zertrampelt. Nekel, sage ich mir, du bist aufgefallen, mache ein freches Gesicht, vielleicht zieht das.

Der Eberle kommt mit den Kesseln herein. Er ist total betrunken.

„Achtung.“

Der ganze Block steht stramm. Der Eberle schwankt mit seinem steifen Bein bis zum Spind, am Ende des Flurs. Er greift in die Tasche und hält meine Bartutensilien in die Höhe.

„Wem gehört das hier?“

Ich springe hin, stehe stramm.

„Das gehört mir!“

„Wo hast du das her?“

„Aus einem Paket von zu Hause.“

„Was bist du?“

„Ich bin Luxemburger.“

Ich fixiere ihn. Schau ihn in seine von Schnaps geröteten Augen.

„Na Kerl, dir gebe ich es zurück. Du hattest es sauber aufgehängt. Mach weiter so.“

Ich hatte wiederum Glück.

Wo ist der, welcher Hand über mich hält?

Einen anderen hätten sie vermutlich gehängt.

Ich konnte außerdem von Glück reden, dass sie das Bild nicht gefunden hatten, welches der Russe von mir gemalt hatte. Sie hatten zwar darauf herumgetrampelt. Es zum Teil mit einem Brief aus einem Umschlag gezogen, doch wahrscheinlich nicht gemerkt, dass es sich um eine Zeichnung handelte.

Als er mich das erste Mal gemalt hatte, nahm ich ihm das Bild nicht ab. Er hatte mir keine „Autobahn“ auf den Kopf gezeichnet. Er wollte es zuerst nicht ändern, doch Garifulin redete auf ihn ein, bis er sich dazu bewegen ließ, es zu ändern.

Bodarenko hieß der Russe.

Zweimal wurde in unserem Block nochmals alles durchsucht, doch alles blieb liegen.

Im März gibt es Fliegeralarm.

Wir gehen gerne zur Arbeit, denn dort bekommen wir noch die Hälfte einer Brotschnitte. Im Lager haben wir nichts. Hier kommt man fast nicht mehr an den Leuten vorbei, denn jeden Tag kommen weitere ins Lager.

Waggonweise.

Leute mit oder ohne Kleider, in eine Decke eingewickelt, die sie mit beiden Händen festhalten. Viele von ihnen sind entweder schwach oder krank, denn sie können nicht gehen. Müssen getragen werden. Von den SS oder Kapos werden auch welche herangeschleift und geschlagen.

Wir sind fassungslos, können derartige Grausamkeiten nicht verstehen. Man weiß nicht, ob man träumt oder ob es Wirklichkeit ist.

Unter den Neuzugängen gibt es manche, die auf nackten Füßen kommen. Alle Blocks sind überbelegt. Vollgestopft mit Menschen. Unsere Ration wird mit jedem Tag kleiner. All diese Leute müssen ja auch etwas zu essen bekommen. Hier merkt man, dass ein einziges Stück Hartbrot Leben bedeutet. Wenn das so weiter geht haben wir bald nichts mehr. Dann müssen wir verhungern

Zum Rauchen haben wir ebenfalls nichts mehr. Ich Schnee finde ich eine halbe Zigarette.

Nass.

Ein SS hatte sie weggeschmissen. Ich wickele das Papier ab, trockne den Tabak. Dann fertige ich aus Zeitungspapier eine dünne Zigarette. Ich nehme einen tiefen Zug und reiche die Zigarette weiter. Ich habe vielen eine Freude gemacht. In einer Naht meiner Kleidung hatte ich noch Tee versteckt. Einmal ist die Lust zum Rauchen so groß, dass ich aus dem Tee eine Zigarette drehe. Es patscht und knistert, nimmt mir fast den Atem. Ich schmeiße sie weg und trete sie aus. Das war der letzte Versuch. Da wir in der Fabrik keine Gutscheine mehr bekommen ist es auch vorbei mit den Knochensuppen, die man sich in der Kantine kaufen konnte. Aus unseren Augen spricht der Hunger. In der Fabrik machen wir unsere Arbeit wie Automaten.

Mit meinem Messerchen, das ich bis jetzt trotz allen Durchsuchungen retten konnte, schnitze ich einen neuen Rahmen für meinen Spiegel. Auch schnitze ich zweiunddreißig Schachfiguren. In der Fabrik habe ich Stempel, Ziffern und Buchstaben gefunden. Ich mache neue Nummern auf meine Sachen.

Die SS ist fast jeden Tag betrunken. Beim Appell gibt es regelmäßig Prügel. Die armseligen Gestalten, die eher Knochengestellen ähneln, werden noch geschlagen. Es kracht, als wenn man zwei Knüppel gegeneinander schlägt. Bei jedem Schrei, spüre ich den Schlag am eigenen Leibe. Ich habe Angst um diese Leute, denn die entfesselten Bestien der SS sind imstande und schlagen sie alle tot. Die Tage vergehen. Ich schleiche zum Revier, um mir ein Bild der Lagersituation zu machen. Vorne, längs der

Mauer, liegen die Leichen. Aufgestapelt wie Kordenholz. Bis zu den Fenstern reicht die Reihe der Toten. Im Krematorium zu Dachau können sie angeblich kein Feuer mehr machen. Hier vor dem Revier wird nun eine 10 x 10 Meter große Grube ausgeworfen. Sie ist weit weniger als 2 Meter tief. Man beginnt bereits damit, die Leichen in die Grube zu werfen. Ein Fass mit Kalk steht daneben. Es ist schrecklich. Schließlich sind es Menschen, Väter, Söhne, ja sogar Kinder, die hier zugrunde gehen, wie Vieh.

„Rosa Mundi“ und der grüne Schlichting aus Berlin sind noch immer fit. Sie müssen gute Verbindungen haben. Mit einem Lastwagen und deutschen Fabrikarbeitern waren sie in das Lager Dachau, in den Puff.

Für solche Fahrten ist noch Benzin vorhanden.

Die Deutschen wissen, dass sie bald eingezogen werden. Als letztes Aufgebot.

Draußen im Schmutz finde ich eine Schnur. Ich wasche sie und schnüre alle meine Briefe von zu Hause, das Bild von Bondarenko und meinen Schutzhaftbefehl zusammen und stecke den Packen in meinen „Wanzensack.“

Von Albert erfahre ich, dass die Amerikaner in Augsburg sind. Er hat in seiner Baracke mit Kameraden den „Engländer“ abgehört. Aus diesem Grunde weiß Albert immer die letzten Nachrichten.

Der SS Eberle ist ständig betrunken. Im Rausch schmeißt er alle Luxemburger aus der Küche. Er setzt Deutsche an ihre Stelle. Am darauffolgenden Tag müssen die Luxemburger wieder hin. Wenn man für 4.000 bis 5.000 Leute eine Suppe kochen will, dann muss schon etwas geleistet werden. Vermutlich haben die Deutschen sich in der Küche bloß aufgewärmt.

Seit die Lagersirene den letzten Fliegeralarm angemahnt hat, ist sie verstummt. Denn jetzt sind die Engländer und Amerikaner ständig in der Luft. Die Stunden, wo man keine am Himmel sieht, sind rar. Von München kann nicht mehr viel übrig sein, denn dort fallen die Bomben noch und noch. Es brennt Tag und Nacht. Die Häftlinge haben ein internationales Lagerkomitee gegründet. Ich soll mich dort ebenfalls beteiligen. Das jedenfalls ist die Ansicht meiner Kollegen. Willi Falke sagte mir, dass die Mitglieder sich auf der Schreibstube versammelt hätten. Ich gehe hin. Die Stube sitzt voller Leute. Der „Massi“ aus Cannstatt ist ebenfalls unter ihnen. Ich sehe Franzosen, Polen, Holländer und Belgier. Die einzigen die nicht mehr vertreten sind, sind die Norweger. Das Rote Kreuz hat diese bereits im März abgeholt. Nun suchen sie zwei verlässliche Mitarbeiter, deren Aufgabe es ist, auf die SS aufzupassen. Das Komitee möchte wissen, was im Lager passiert.

„Die Endlösung der Lager, der Befehl Himmlers“, macht uns allen schwer zu schaffen. Ein solcher Befehl darf unter keinen Umständen zur Durchführung kommen.

Die Mitglieder des Komitees wissen, wie wir uns zur Wehr setzen können. Man hat Waffen aus den Beständen der SS organisiert. Alles gut versteckt.

Wenn man uns hier erwischen würde, dann wären wir alle dran.

„Massi“ und ich, wir werden zur Überwachung des Lagers ausgewählt. Ich hatte zwar anfangs etwas gegen „Massi“, weil er für ein Stück Brot die Hunde der SS dressiert hat, doch er ist trotzdem ein guter Kerl. Ich kenne ihn ja durch und durch. Habe zwei Jahre in der Fabrik mit ihm zusammen gearbeitet. Wir beide werden es schon schaffen, die heimliche Aufsicht im Lager zu übernehmen. Es heißt eben aufpassen, sich nicht erwischen lassen und bei besonderen Vorkommnissen, rechtzeitig Alarm geben. Wir haben jetzt Hälfte April.

Kein Kommando geht mehr zur Arbeit.

Die alliierten Flugzeuge hauen die bayrischen Städte zusammen. Um das Lager herum leuchtet es. Schweinwerfer tasten den Himmel ab. Von oben regnen glitzernde Funken. Über dem Lager hängt ein farbiges Weihnachtsbäumchen. Es geht auf Neulicht zu. Draußen ist es so dunkel, wie in einem Sack. Wir bewegen uns lautlos. Haben immer das Haupttor im Auge. Die ersten Nächte bleibt alles ruhig. Wir sind die ganze Nacht auf den Beinen. Am Tage schlafen wir. Willi ist Tag und Nacht für uns da. Wir geben ihm über alles Auskunft. Er trägt es weiter, zu den Mitgliedern des Komitees. Erny Kox ist dort ein bedeutender Mann.

In dieser Nacht scheint etwas mehr los zu sein. Lärm kommt aus der Schusterwerkstatt. Wir schleichen uns an. Blicken durch die Ritzen der Klappläden. Wir haben ja noch Strom vom BMW-Werk. Drinnen

geht es laut zu. Musik wird mit einem Kamm gemacht. Einer trommelt auf einen Eimer. Holzschuhe schlagen den Takt.

Wir sehen unsere SS-Bewacher und auch Frauen. Sie wirbeln durcheinander. Für die ist der Krieg scheinbar noch nicht vorbei. Aber sie feiern. Nicht mehr den Sieg, aber wahrscheinlich das Ende.

Wir schleichen uns an den elektrischen Zaun. Nach oben abgeschirmt brennen die Scheinwerfer. Wir finden eine Hacke. Mit dieser hat man unter dem Zaun die Erde weggescharrt. Hier sind die Mädchen aus dem Frauenlager durchgeschlüpft, um in der Schusterwerkstatt mitzumachen. In dieser Nacht herrschte dichter Nebel. Als die Morgendämmerung kommt, ist das Loch unter dem Zaun kaum noch zu sehen

In der Nacht ist es zum Erfrieren kalt. Wir halten uns deshalb in der Nähe der Baracken auf. Auf den Wachtürmen, die nach allen Seiten offen sind, starren uns noch immer die Maschinengewehre an.

Die SS sehen uns nicht, aber wir sehen sie, wenn sie mit der Taschenlampe auf die Uhr schauen oder eine Zigarette anzünden.

Das Donnern der Kanonen, das Bellen der Flak und die Bombardierungen hören in der Nacht während ein paar Stunden auf. Wenn die Flugzeuge über uns sind, heißt es, sich in Acht nehmen vor den Splittern der Flak.

Wir sehen drei SS, welche durch das Tor hereinkommen. Der Lagerführer Jarolin ist unter den dreien. Wir hocken hinter einer Baracke. Zwei gehen an uns vorbei. Jarolin kommt zwischen den Baracken hindurch geradewegs auf uns zu. Weglaufen hat keinen Zweck mehr. Er leuchtet mir gerade in die Augen:

„Wer da?“, kommt auch schon sein Anruf. Ich habe schnell die passende Antwort. Ich melde:

„Wache vom Lebensmittellager.“

Darauf Jarolin: „Hau bloß ab du Hund, ich schieß dich nieder, gibt's denn sowas“

Ich bin schon um die Ecke. Seinen Blicken entschwunden. Ich finde „Massi“. Er steht bei Willi. Wir gehen auf einem anderen Weg zu unserer Baracke zurück.

Während einer der folgenden Nächte werden wir auf zwei SS aufmerksam, welche mit Maschinenpistolen bewaffnet durch das Tor hereintorkeln. Sie sind beide stark betrunken. Sie torkeln an uns vorbei. Dann plötzlich kommt einer mit schwankendem Gang auf uns zu. Macht sich vorne an seiner Hose zu schaffen. Will gegen die Baracke urinieren. Trotz seines betrunkenen Zustandes hat er mich bemerkt.

„Halt, wer da?“, kommt auch bereits sein Anruf.

Wie bereits bei Jarolin, kommt auch jetzt meine Antwort:

„Die Wache vom Lebensmittellager.“

Der SS hat in der linken Hand die Maschinenpistole; die rechte benutzt er zum Urinieren.

Dann fragt er weiter: „Was bist du für einer?“

„Luxemburger!“

Er schließt seine Hose. Torkelt auf mich zu. Dann sagt er:

„Ach, auch ich bin ganz sicher ein Luxemburger, bin aus Siebenbürgen, du kommst heim, aber ich, ich darf mich nicht mehr zu Hause sehen lassen. Hier lege mich um!“

Er entsichert die Maschinenpistole, torkelt gegen mich und drückt mir seine Waffe in die Hand.

„Drück los!“, fordert er mich auf.

Herrgott steh mir bei!

Ich hätte schon Lust abzudrücken, denn der Hund dort und der Stutz aus Saarbrücken haben etliche von uns auf dem Gewissen. Damals beim Gewitter, als wir durch das Lager robben mussten. Ich habe mich wieder gefasst. Als der SS die Maschinenpistole entsicherte, war ein eisiger Schreck mir in die Glieder gefahren.

Ich sage zu ihm:

„Du bläst hier falsche Töne. Ein Luxemburger hat nicht schießen gelernt. Geh zu deinen Kameraden in die Werkstatt.“ Ich reiche ihm seine Waffe. Er nimmt sie entgegen und entfernt sich in Richtung der Schusterwerkstatt.

Ich zittere noch am ganzen Leibe, als ich bei Willi ankomme. „Massi“ hatte hinter einer anderen Baracke gestanden und hatte das Ganze beobachtet.

Ich glaube, das „neue Licht“ war auf unserer Seite.

Aber zweimal erwischt, das genügt vollkommen. Ich nehme mir fest vor, in Zukunft besser aufzupassen. Mich nicht mehr zu zeigen. „Massi“ hatte in dieser Hinsicht bisher mehr Glück. Aber durch seine ihm angeborne Neugier trifft es immer mich.

„Massi“ muss jede Nacht am Fenster eines der Blockältesten vorbei. Dort ist Licht. Er erzählt mir, der Blockälteste würde mit zwei Buben im Bett liegen.

Ja, am deutschen Wesen soll die Welt genesen!

Das französische Rote Kreuz schickt jetzt Pakete für seine Leute. Grosse Kartonkisten mit „Bouneschärz“ (Kuef) und oft mehr als 8 Packungen Zigaretten der Marke „Gauloises“. Jetzt ist wieder etwas da, für die Wassersuppe. Die „Bouneschärz“ der Franzosen kommt in die Kessel, für das ganze Lager. René aus Gérardmer eilt heran. Er ist außer Atem. Er sucht mich.

„Tiens Hoffmann.“ Er reicht mir zwei Packungen Zigaretten.

„René, mon ami, garde tes cigarettes, je ne fume plus.“

Jetzt kommen ihm die Tränen.

„Non, ma maman te les donne, accepte, je t'en prie.“

Als ich ihm bedeute, dass ich von seiner Mutter eine Zigarette annehmen würde, drückt er mir vier Stück in die Hand.

Er entfernt sich mit den Worten: „Je ne t'oublie jamais.“

Ich habe allerdings nie mehr etwas von ihm gehört.

René war damals 19 Jahre alt.

Aus einem belgischen Rotkreuzpaket bekommen alle Luxemburger 2 Unterhemden, 2 Unterhosen, und zwei Paar Strümpfe. Danke!

Jeden Tag kommen neue Elendskommandos hier an. Immer sind Luxemburger unter ihnen. Was ich da an Schrecklichem sehe, kann ich nicht niederschreiben. Meine Feder sträubt sich dagegen.

Es wird erzählt, dass es unter den Leuten zu Kannibalismus kam.

Aus den 4 Zigaretten mache ich deren 8. Ein Russe hatte mir in der Fabrik aus Propellerholz eine Mundspitze gefertigt. Ich gebrauche sie jetzt. Es wird kein Krümel Tabak vergeudet. Ich versuche, den Franzosen ausfindig zu machen, für den ich in der Fabrik den Dolmetscher gespielt hatte. Ich kann ihn nicht mehr finden. Möglicherweise kam er nach dem damaligen Zwischenfall auf Transport.

Während den nun folgenden Tagen haben wir noch einmal Appell.

Auf der Straße nach Dachau sehen wir häufig, dass dort Leute unterwegs sind, welche vollbeladene Handwagen nachziehen. Vermutlich wollen sie nach München.

Heute, Freitag, den 27. April 1945 gibt es wieder Appell.

„Die Deutschen raustreten“, ordnet Jarolin an.

Wir werden diesmal nicht einmal gezählt.

Zu den Deutschen sagt Jarolin: „Alles fertig machen, heute Abend gehen wir los.“

Zu uns gewandt, heißt es: „Mützen auf, alles auf die Blöcke! Wegtretet!“

Ist jetzt der gefürchtete Moment gekommen. Man spürt die Unruhe unter den Leuten.

Die Deutschen formieren sich. Zu fünft und fünft gehen sie in einer langen Kolonne nach Feldmoching. Der „Massi“ ist mit. Der Heinrich von Hilbringen ebenfalls.

Willi Falke hatte sich versteckt.

„Nekel, heute Nacht laufe ich weg, flüstert er mir zu.“

Noch andere, Kapos oder Blockälteste hatten sich versteckt. Unter ihnen war keiner der etwas im Lager verbrochen hatte. Ich mache heute meine Lagerrunde allein.

Auf den Türmen stehen noch immer die SS. Das Tor ist mit einer vorgelegten Kette gesperrt. Ich gehe in Richtung Revier.

Aber was muss ich hier sehen?

Nackte Leute verrichten ihre Notdurft während des Gehens, im Stehen oder im Sich-Niederhocken. Das Grab vor dem Revier ist fast bis zum Rande mit Leichen gefüllt.

Was soll mit denen geschehen, welche noch vor dem Revier liegen?

Zu Hause ist jetzt die Muttergottesoktave.

Meine Gedanken schweifen ab. Ach, war das schön, als wir als Kinder zu Fuß nach Colmar-Berg gingen und dann mit dem Zug in die Stadt fuhren.

Das Tor bleibt während der Nacht geschlossen, aber auf den Türmen sind noch immer die Posten. Sie

werden abgelöst.

Soll gestern das letzte „Mützen ab“ gewesen sein?

Der Donner der Kanonen kommt immer näher. Auf der Straße nach Dachau, unzählige Flüchtlinge mit vollbeladenen Handwagen. Es sind auch Leute mit Fahrrädern dabei. So war ich auch 1940 nach Mertzog gezogen. Noch immer ist Strom im Draht der Umzäunung. Es brennen noch immer Lichter im Lager. Auch noch in den Blöcken. Wir sind durch Kabel mit dem BMW-Werk verbunden.

Auch ohne SS kochen unsere Jungs eine dünne Wassersuppe.

Das Brot, das wir jetzt noch bekommen, kann man auf einmal in den Mund stecken. Jeder noch so kleine Bissen wird gekaut, im Mund gedreht und dann erst geschluckt.

Samstag, 28. April 1945.

Heute Nacht habe ich etwas erlebt, das ich meinen Lebtag nicht mehr vergesse. Ich mache meine Runde um das Revier. Vor der Baracke stehen nackte Menschen. Jetzt bewegen sich einige vorwärts. Sie beginnen zu laufen, andere folgen. Es werden immer mehr. Wie eine Lawine bewegen sie sich in Richtung Lebensmittellager. Ich laufe schnell in die Küche und gebe Alarm. Schon zerspringt das Fensterglas im Lebensmittellager. Die Menschenmenge nimmt zu. Viele eilen jetzt in Richtung Küche. Die Leute des internationalen Komitees bewaffnen sich mit Besen aus Heidekraut. Es gelingt, die entfesselte Meute wieder zur Besinnung zu bringen. Fast hätte es Mord und Totschlag gegeben. Der kleine Rest Brot wäre zertrampelt worden. Wir bekommen ja keinen Nachschub mehr. Wenn nicht alles bald beendet ist, verhungern wir alle.

Die SS hat die Türme verlassen. Es sind keine Maschinengewehre mehr da. Willi ist noch immer im Lager.

Er geht mit mir, um meine Beobachtung zu bestätigen. Ich habe richtig gesehen. Kein SS mehr auf dem Turm. Jetzt sind wir uns selbst überlassen. Tagsüber ist es ruhig. Nur noch ein paar Bombenabwürfe in der Umgebung. Von Jäng werde ich mit einem Essgeschirr ins Revier geschickt. Gläserne Blicke starren mich an. Zwei Luxemburger sind tot. Hirtziger und Barnich. Die noch Lebenden melden die Toten nicht. Sie liegen und schlafen neben den Toten. Würden sie die beiden Toten melden, bekämen sie zwei Stück Brot weniger. Wie weit sind wir gekommen?

Sind wir überhaupt noch Menschen?

Es ist schrecklich.

Das Tor ist aufgebrochen. Jetzt verfügen wir im Notfall über Maschinengewehre und Munition. Alles von der SS zurückgelassen. Auf der von Dachau kommenden Straße bewegen sich jetzt nicht nur Zivilisten, sondern auch Soldaten. Sie ziehen in südlicher Richtung nach München. Demgemäß werden die Amerikaner von Norden kommen. Heute bin ich viel mutiger. Überall offene Türen. Ich betrete die Schreinerei. Alles ist aufgeräumt und sauber. Die Nacht ist klar. Ab 23 Uhr hört man keinen Schuss mehr. Der ganze Himmel ist voller Lichtstreifen. Wenn keine Flugzeuge in der Nähe sind, wird der Himmel intensiver mit Scheinwerfern abgetastet. Auch die Flakscheinwerfer richten sich gegen Himmel. Es wären bestimmt weniger Städte bombardiert worden, wenn nicht in den Wohngebieten Flak gestanden hätte. So wie ich die Lage beurteile, hätte man nur versucht, die Fabriken zu treffen. Noch herrscht Ruhe. Ich gehe allein durch das Lager.

Dann, Mitternacht. Die Hölle bricht los. Die Welt geht unter. Jetzt wird das Lager vernichtet. Zwanzig, dreißig Artilleriegeschosse. Ich sehe sie als feurige Bälle über mich hinwegziehen. Der Boden erzittert. Wie der Blitz liege ich auf dem Boden der Schreinerei, unter der Hobelbank. Aus dem Frauenlager höre ich Schreie. Ein Block wurde getroffen. Es gab Tote und Verwundete. Ein Feuer ist drüben ausgebrochen. Ich sehe Frauen mit Eimern umherlaufen.

Einige Minuten ist es ruhig. Dann geht es wieder los. Unmengen Granaten. Sie zischen höher, fliegen über uns hinweg. „Merde“, ich stehe auf einem Vulkan. Jetzt haben sie die Flak und das Munitionslager getroffen. Die Hobelbank, unter der ich Schutz gesucht habe, schwankt, droht umzukippen. Ein Splitter- und Kieselregen geht über dem Lager nieder. Drüben im Frauenlager ist alles auf den Beinen. Die Frauen reißen Grasbüschel aus und stopfen sich diese in den Mund. Es ist hell. Ich gehe von einem zum anderen. In den Gesichtern sehe ich Entsetzen, Angst. Nach 2 Stunden falle ich um; ich muss mich hinlegen. Die Anspannung war zu groß.

Es ist der 30. April 1945.

Ich bin wieder draußen. Unter tausenden von Leuten. Das Lagertor steht weit offen. Aus den SS-Baracken wird altes Porzellan herausgetragen. Nachrichten bekommen wir keine. Ich frage auch nicht. Wenn ich die Leute hier betrachte. Diese Elendsfiguren. Dann ist mir alles egal. In der Luft hängt ein Donnern. Es kommt von der Dachauer Straße.

Jetzt; Schreie, Winken, Weinen.

Die ersten amerikanischen Panzer. Vollbesetzt mit Soldaten. Sie fahren in Richtung München. Eine Unmenge von Panzern. Soldaten in braunen Uniformen. Es fällt kein Schuss. Unsere Befreier hatten den Feind am Boden vernichtet. Einer umarmt den anderen. Alle weinen. Unzählige Hände werden geschüttelt. Im Stehen essen wir unsere Suppe. Im Zaun ist noch immer Strom. Es heißt also aufpassen. Keiner geht zu nahe heran. Die Amerikaner fahren vorbei, ohne uns weiter Beachtung zu schenken. Viele Lagerinsassen liegen auf dem Boden und weinen. Sie sind ungeduldig. Hatten wohl erwartet, dass die Amerikaner sich sofort um uns kümmern würden. Wir sind zwar hungrig aber was viel wichtiger ist, wir sind frei. Ich danke dem da „oben.“ Wie oft hat er mich bereits beschützt?

Angeblich waren einige ungeduldige Häftlinge die 150 Meter bis zur Straße nach Dachau gegangen, um die Amerikaner auf uns aufmerksam zu machen. Gegen 16 Uhr kommen sie zurück. Mit ihnen ein Panzer mit amerikanischen Soldaten. Gleich ist der Panzer von Häftlingen umringt. Erny Kox, mit seinen Holz pantinen, seinem Krauskopf mit „Autobahn“ steht vorne.

Ein Offizier steigt ab. Der Offizier erkundigt sich, ob jemand Englisch spricht. Der „Menn“ kann es. Er spricht mit dem Offizier. Dann klärt er uns auf. Er wiederholt die Anweisungen des Offiziers in mehreren Sprachen. Bis alle verstanden haben.

Wir möchten uns gedulden und im Lager bleiben. Wir bekämen einen amerikanischen Kommandanten. Zum Essen gibt es vorerst noch nichts.

„Menn“ erklärt uns, dass die Amerikaner nicht genug hätten, um all die Leute zu versorgen. Sie würden allerdings das Menschenmögliche tun, um uns schnellstens mit Nahrung zu versorgen.

Jetzt, nach all diesen Ereignissen, überkommt es auch mich. Ich weine mich aus, schluchze.

Erny empfängt den Kommandanten. Er wird zum Assistenten des Kommandanten bestimmt, damit alle Anordnungen weitergegeben werden können.

Der Kommandant lässt verkünden, dass am nächsten Tag der 1. Mai sei, der von allen Nationen gefeiert würde.

Auch im Lager wird ein Umzug geplant. Dann wird uns gesagt, wir möchten uns nach Nationalitäten zusammenfinden, um die Baracken zu belegen. Nun beginnt eine echte Völkerwanderung. Es dauert lange bis jeder in dem für ihn bestimmten Block untergekommen ist.

Willi ist noch immer unter uns. Er kann ruhig hier bleiben, denn schlussendlich hat er keinem etwas getan. Er braucht also nichts zu befürchten. Er verabschiedet sich von mir, denn auch er muss in eine andere Baracke. Seine Pfeife qualmt noch immer.

Das internationale Komitee hat sich um die Verteilung der Baracken gekümmert. Wir kommen in die Schusterwerkstatt. Eine große Stube mit 2 Bettstellen übereinander. Daneben eine Toilette und ein Becken mit Wasserhahn. Was soll uns jetzt noch fehlen?

In der Schreinerei liegt frisches Stroh. Wir haben neue Säcke bekommen. Einer nach dem anderen wird mit frischem Stroh vollgestopft.

Aus den verschiedensten Baracken sind wir nun in die frühere Schusterwerkstatt umgezogen. Ich kenne noch viele nicht. Viele sind so schwach, dass sie sich kaum auf den Beinen halten können. Wir helfen ihnen, über die beiden in die Baracke führenden Stufe und legen sie in fertige Betten. Welch eine Armut!

Viele müssen sogar gefüttert werden, wie Kinder. Sind nicht imstande, ohne Hilfe den Löffel zu halten.

Unsere Jungs aus der Küche halten ihre Stellung. Albert Lambert und Georges Marx bleiben auf dem Judenblock. Im Revier sind ebenfalls noch einige Luxemburger. Die Juden möchten ihren guten Blockältesten, den Albert, nicht hergeben. Sie behalten ihn. Zum Dank machen uns die jüdischen Lagerinsassen aus Leintüchern der SS eine schöne luxemburgische Fahne. Für den Umzug vom Ersten Mai, der Morgen stattfinden soll.

Es ist eine rot-weiß-blaue Fahne, mit einem roten Dreieck in der Mitte. In der Mitte des Dreiecks ist in

schwarzer Farbe ein L aufgemalt. Auch eine schöne weiße Fahnenstange hat man organisiert. Wir sind stolz auf die schöne Fahne. Am Morgen gehen wir in der Mitte des langen Umzuges. Wir halten uns alle im Arm. Wir stehen noch allein mit unserer Fahne auf dem Lagerweg, als andere herankommen. Ob es bei uns zu Hause keine Parteien gäbe, werden wir gefragt. Wir sind wohl die einzigen die bei diesem Umzug aufgefallen sind. Wir erklären ihnen, dass wir zu Hause schon Parteien hätten, aber hier im Lager nicht. Hier wären wir Kameraden.

Mittags fährt ein großer amerikanischer Militärlastwagen bei der Küche vor.

Er ist hochbeladen mit allerlei erschossenem Vieh.

Die Tierkadaver müssen mit einem Kran aufgeladen worden sein.

Die toten Tiere werden herabgeworfen und abgezogen. Das Fleisch wird zerhackt, gewaschen und in große Kessel geworfen. Ich sehe den Jäng schwitzen.

Welch grässliche Arbeit, denke ich bei mir. Das wäre nichts für mich.

Gegen Abend ist die Mahlzeit fertig. Ein großer Kessel. Ein dicker Brei aus gekochtem Fleisch. Ein Schöpflöffel steckt in der Mitte. Léon serviert jedem ein gehäuftes Kochgeschirr voll Fleisch. Das Fleisch kocht noch, der Dunst nimmt einem den Atem.

Ich versuche den Brei mit einem Löffel zu essen.

Einen Löffel nur, dann laufe ich hinaus. Über dem Lager liegt der Dunst gekochten Fleisches. Ich ekele mich. Laufe bis zum Draht der Umzäunung. Ich rieche hier die Ausdünstung eines frischgepflügten Feldes. Fixiere einen verkrüppelten Zwetschgenbaum. Halte meinen Bauch. Als ich zurückkehre ist mein Magen leer.

Als ich den Block betrete, liegen bereits einige auf dem Bett. Andere reden, lachen oder haben den Kopf auf den Tisch gelegt.

Ich frage: „Hat's geschmeckt Jungs.“

Sie schauen auf, machen die Augen wieder zu.

Ich reinige alle Kochgeschirre und stelle sie umgewendet auf einen sauberen Tisch. Alles liegt flach, schläft. Einige beginnen schon zu schnarchen. Sie haben den Bauch voll. Ich lege mich ebenfalls auf mein Bett. Hier sind nur zwei Bettstellen übereinander. Unter mir liegt der andere Hoffmann Nicolas. Ihm geht es nicht besonders gut. Hat wahrscheinlich das Fleischmahl nicht verdaut. Er glüht vor Fieber. „Hier gehe ich jetzt noch kaputt“, sagt er. Ständig läuft er zum Donnerbalken. Ich mache ihm Mut, spreche von der bevorstehenden Heimreise.

Der Kaffee kommt. Mit meinen losen Zähnen kaue ich fast eine halbe Stunde an einem Bissen Hartbrot. Erny kommt herein. Schwer beladen mit Tellern, Löffeln, Gabeln und Messern. Alles aus der SS-Küche. Jetzt essen wir wie die normalen Leute, meint er.

Beim Mittagessen führen Jos Scholtes und Léon das große Wort. Ich denke, der Nekel hat Typhus. Ich behalte diese Vermutung jedoch für mich. Wie leicht könnte es zu einer allgemeinen Panik kommen?

Es gibt noch 7 oder 8 andere, denen es nicht besonders gut geht. Sie liegen auf dem Bett und dösen vor sich hin. Viele halten sich mit beiden Händen den Bauch. Ich gebe ihnen den Rat, sich zu erheben und auf die Toilette zu gehen. Keiner reagiert. Ich hebe einen mit dem Oberkörper auf. Versuche ihn in Sitzposition zu bringen, doch er fällt wieder sofort nach rückwärts. Ich ziehe ihn mir über die Schulter und will ihn zur Toilette bringen.

„Merde“, wie sieht das aus.

Der Strohsack ist mit Fäkalien und Urin beschmutzt. Ich eile mit dem total verschmutzten Strohsack vor den Block. In einer Entfernung von 20 Metern, ein knisterndes, stinkendes Feuer. Mit beschissenen Decken und Strohsäcken aus anderen Blöcken. Ich schmeiße den Strohsack auf den stinkenden Haufen. Fülle einen anderen mit sauberem Stroh.

Der Mann, den ich von seinem Bett herunter gehoben habe, steht noch da. Ich wasche ihn, gehe mit ihm auf die Toilette. Dann lege ich ihn wieder auf den frischen Strohsack. Er lächelt mir zu und sagt, es würde ihm jetzt viel besser gehen. Ich hebe einen nach dem anderen von seinem verschmutzten Bett. Gehe mit ihnen auf die Toilette und wasche sie. Als ich sie wieder auf das Bett lege, danken sie mir. Ich bin total geschafft.

Die Amerikaner haben es sicher gut gemeint, als sie uns mit Fleisch eindeckten, doch für die schwachen, ausgemergelten Körper war eine derart üppige Mahlzeit unverdaulich. Hätte zum Tode führen können.

Nach dem Essen, will niemand das Geschirr reinigen. „Ihr faulen Hunde“, beschimpfe ich sie. Ich brin-

ge ihnen zur Kenntnis, dass ich diese Schmutzarbeit nur noch ein einziges Mal für alle erledigen würde. Das nächste Mal würde ich das gesamte Geschirr ins Feuer werfen.

Ich plage mich hier allein mit den kranken Kameraden herum, niemand legt eine Hand mit an. Wie Raben muss ich einige von ihnen füttern.

Ich versuche meinen Namensvetter dazu zu überreden, ins Revier, zu den Amerikanern zu gehen. Er will nicht. Er weint und bittet. Nach vier Tagen ist es dann soweit. Seine Beine wollen nicht mehr. Ich trage ihn auf die Toilette, um seine Notdurft zu verrichten.

„Morgen gehst du mit mir ins Revier“, sagt er.

Am darauffolgenden Morgen, trage ich ihn hin. Er wird im Revier zurückbehalten. Wahrscheinlich war meine Diagnose richtig.

Heute kommen die Amerikaner mit dem Feigling Eberle und anderen SS, bis an den Drahtzaun. Sie saßen in den Bunkern im BMW-Werk und warteten auf das Ende des Krieges. Sie haben kein Hoheitszeichen und keine Gradabzeichen mehr an der Uniform. Alle tragen Handschellen. Das Blatt hat sich gewendet.

6. Mai 1945, es ist der Schlusssonntag von der Oktave.

Erny teilt uns mit, dass ein katholischer Geistlicher, ein Pole in amerikanischer Uniform, um 10 Uhr im Lebensmittellager eine Messe liest.

Nicht einmal 100 Leute fanden es für nötig, hinzugehen.

Heute haben wir den schönsten Tag, seit der Befreiung des Lagers.

Prinz Charles kommt zu uns auf die Bude.

Er hat für jeden zwei Packungen Rotsiegel.

Freude und Begeisterung sind nicht zu beschreiben.

„Ihr kommt schon bald nach Hause“, verkündet der Prinz.

„Ist Deine Mutter auch bereits zu Hause?“, fragt Thielen Jängi den Prinzen.

„Nein“, entgegnet der Prinz, aber sie wird bald kommen.

Am selben Tage ist auch Prinz Félix mitgekommen. Er soll sich bei seinem Bruder im Lager Dachau aufhalten.

Am Gebäude der Schreibstube wurde ein Lautsprecher angebracht. Zu festen Zeiten werden Nachrichten in allen Sprachen verkündet.

„Ici, l'émetteur des Nations Unies.“

Mit dem Sprachwechsel, ändert sich jeweils die Zuhörerschaft. Während der Mittagsstunde sind die Luxemburger dran. Es kommen Nachrichten aus den verschiedensten Lagern. Wir werden nicht vergessen. Lager Allach wird zweimal erwähnt. Es folgt die Mitteilung, dass es uns gut ginge. Wir würden vom Roten Kreuz betreut. Allerdings lässt man nicht unerwähnt, dass in unserem Lager der Typhus ausgebrochen sei.

Unsere Namen werden aufgerufen. Als der Buchstabe H an die Reihe kommt, heißt es, einer der beiden Hoffmann sei erkrankt, er werde jedoch gut versorgt. Dem zweiten ginge es gut. Ich würge. Habe einen Klotz im Hals. Auch einen im Magen. Es geht jedoch keine Rede davon, dass wir bald nach Hause kommen. Die Namen sämtlicher Luxemburger aus anderen Lagern werden genannt. Dass es, durch die Kriegereignisse bedingt, nicht gut zu Hause aussieht, wissen wir bereits.

Von der Rundstedtoffensive hören wir allerdings zum ersten Mal. Wir haben keine Ahnung, dass große Teile Luxemburgs schrecklich verwüstet sind. Dass die Leute dort in Armut leben.

Mit einer Zigarette von Prinz Charles tröste ich mich.

Soweit mir bekannt ist, hat es ein Rotes Kreuz in Luxemburg bisher nicht gegeben. Auf jeden Fall haben wir nie etwas davon gehört. Von den Franzosen und den Belgiern wohl. Für die frische Unterwäsche und die Bohnen bedanke ich mich jetzt noch bei unseren französischen Kollegen. Das Bohnenschicken hat wohl dem ganzen Lager das Leben gerettet.

Wir haben andere Kleider bekommen und fühlen uns jetzt viel wohler.

Auf einer Wiese, außerhalb des Lagers stehen zwei Wohnwagen auf Rädern und ein langer Lastwagen mit Plane. Zwei schwarze Amerikaner mit athletischem Körperbau stehen neben den Wohnwagen. Sie grinsen uns an. Wir werden von den beiden in den ersten Wohnwagen eingewiesen. Drinnen ist es pein-

lich sauber. Vor den Fenstern hängen sogar Gardinen. Erny spricht mit den beiden. Dann wendet er sich uns zu:

„Zieht eure Klamotten aus und werft alles auf einen Haufen. Hier wird jetzt gebadet.“

Ich lege meine Sachen getrennt auf die Wiese. Seife und Handtücher stehen reichlich zur Verfügung. Ich freue mich über die gute Dusche. Hier konnte man sich wieder mal so richtig waschen. Ich habe meine Sachen unter dem Arm, als wir in den zweiten Wagen geleitet werden. Hier ist ebenfalls alles in tadellosem Zustand. Wir kommen in eine Kabine. Dort werden wir weiß eingepudert. Es gibt keine Stelle am Körper, wo kein Puder haften geblieben ist. Es riecht süßsauer. Bei dem Puder handelt es sich um DDT. In den Lastwagen führt eine hölzerne Brücke. Dort bekommen wir frisch gefaltete Sachen. Wir müssen uns nicht beeilen, denn das Innere des Lastwagens ist geheizt. Ein Schwarzer nimmt uns die Maße ab. Wir werden gänzlich frisch eingekleidet. Es sind Uniformen von der Organisation Todt. Einer betrachtet den anderen. Mit meinem Zigeunermesser versuche ich den ganzen Dreck, Wappen und andere Abzeichen herunterzubekommen. Im ersten Wagen wird der Kopf glatt geschoren. Der Bart rasiert. Die „Autobahn“ auf dem Kopf ist weg. Keiner kennt den anderen mehr.

Während unserer Abwesenheit wurde auch auf unseren Buden nicht mit DDT gespart. Die Betten, die Schlafsäcke, die Schränke, die Toiletten, alles ist mit einer hauchdünnen Schicht DDT behaftet.

Unsere kranken Kameraden lachen.

Auch sie haben die gleiche Prozedur mitgemacht. Sie haben sich ausnahmslos gut erholt. Dieser Geruch ist auszuhalten. Ich denke an die Zeit, wo über dem Lager der Geruch der Verwesung lag.

Es geht auf Pflingsten zu.

Christi Himmelfahrt ist unbemerkt vorübergegangen. Immer noch kommen Lastwagen mit Vieh, für die Verpflegung. Ich bin wohl ein sonderbarer Kauz. Mehr als zwei Esslöffel von dieser Fleischsuppe bringe ich nicht runter. Jäng ist da ein ganz anderer. Seitdem die Amerikaner hier sind, ist er in der Küche behilflich.

Ich sage ihm: „Jäng du siehst schon viel besser aus.“

„Ja Nicki“, entgegnet er. „Ich esse auch regelmäßig und ob du es glaubst oder nicht, ich bin immer hungrig.“

Ich habe hierzu meine eigene Meinung.

Jetzt fallen im Lager die Leute weg, wie die Mücken. Das kann durch diese Fleischsuppe kommen. Die Toten werden jetzt auf den Friedhöfen begraben. Der katholische Pfarrer von Feldmoching hat Hirtziger und Barnich auf dem Friedhof seiner Gemeinde beerdigt.

Unsere kranken Jungs beginnen jetzt untereinander zu stechen. Ein gutes Zeichen.

Jos Scholtes kaut noch immer an seinem schönen Reh. Mit einem Gewehr aus der Waffenkammer der SS hatte er vor Tagen ein Reh geschossen. Als er mit seiner Beute durchs Tor wollte, wurde es ihm von dem amerikanischen Posten abgenommen. Jos ist noch immer wütend auf den Posten.

Heute waren unsere Kameraden im BMW-Werk. Jeder bringt ein Andenken mit. Ich bekomme von Albert eine Kaffeetasse. Ich möchte auch mal mitgehen, meinen sie. Aber ich will nicht, habe die Nase voll von der Fabrik. Ich passe lieber auf unsere kranken Kameraden auf. Mir macht es Freude zu sehen, dass sie sich wieder ohne Hilfe waschen können, allein auf die Toilette gehen.

Wegen dem Typhusfall, der in unserer Bude festgestellt wurde, haben wir keinen Kontakt mehr zu den übrigen Nationen. Erny erledigt für uns alle Aufträge. Letzte Woche brachte er jedem eine Schachtel Zigarren der Marke Trumpf, für 15 Reichpfennige das Stück. In einer Schachtel befinden sich 50 Stück. Diese Woche bekamen wir nochmals die gleiche Ration. Wir rauchen wie die Schlote. Haben bereits Ruß in der Nase. Die Zigarren kommen aus den früheren Beständen der SS. Léon raucht, dass es eine Freude ist. „Oh ja, diese hier sind gut,“ sein Kommentar. Er muss es ja wissen, denn er ist Zigarrenraucher. Wir sind guter Dinge, wir lachen und singen.

Heute ist Pflingsten.

Draußen ist es nebelig, dann regnet es. In den vergangenen drei Wochen war einigermaßen gutes Wetter.

Draußen glimmt das Feuer noch immer. Der Gestank hat sich ebenfalls noch nicht verflüchtigt, denn es kommt jeden Tag noch beschmutztes Bettzeug dazu.

Erny kommt angelaufen, er hastet in unsere Stube. Er ist so sehr in Eile, dass er die Tür offen lässt. „Raus!“ schreit er. „Dawai, dawai, es geht ab!“ Wir kennen ihn. Er macht nur wenige Worte, doch das

was er sagt hat Hand und Fuß.

Trifft immer zu.

Ich beeile mich. Wickele meine Briefe, die Tasse und die anderen wenigen Habseligkeiten in meine Häftlingskleider. Schlage das Ganze in meinen Mantel ein und befestige das Bündel mit einer Schnur. Ich bin bereit. Alle unsere Jungs können plötzlich wieder gehen. Bis zum Appellplatz, an der Straße, schaffen sie es. Wir gehören zu den ersten, die hier fortkommen. Tausende stehen herum und schauen uns nach. Ich sehe Garifulin. Ich schenke ihm das Schachspiel, das ich in mühseliger Arbeit angefertigt habe. Hunderte von Russen bedanken sich, verabschieden sich von mir.

Zwei große Busse fahren heran. Sie kommen aus Richtung Feldmoching. Die Fahrzeuge kommen ins Lager. Es sitzen bereits Leute drin. Von Dachau. Die Busse tragen die Aufschrift der Transportfirma Kremer-Bremer aus Lorentzweiler.

Das Gefühl, das ich beim Anblick dieser Busse hatte, ist nicht zu beschreiben.

Einmal wieder in einem luxemburgischen Fahrzeug zu sitzen. Ich kann es noch immer nicht fassen.

Prinz Charles befindet sich ebenfalls in dem Bus. Er lacht uns an. Ich komme als einer der letzten hinein. Solange habe ich draußen Hände geschüttelt. Im Regen macht der Fahrer noch die Allacher Fahne am Bus fest. Auf der anderen Seite hängt diejenige von Dachau. Der Motor wird angelassen. Der Fahrer gibt Gas. Der Bus setzt sich in Bewegung. Von draußen; Geschrei, Winken. Wir winken zurück. Wir winken ebenfalls den Amerikanern.

Unseren Befreiern.

Es geht auf München zu. Wir fahren jedoch nicht durch München. „Dort kommen wir nicht durch“, erklärt Prinz Charles. Der zweite Bus und ein Lastwagen fahren hinter uns

Wir kommen nur langsam voran. Oft gilt es, Bombentrichter zu umfahren, welche plötzlich vor dem Bus auftauchen.

Es kommt sogar vor, dass der Bus zurückfahren muss, da die vor uns liegende Fahrbahn durch Trichter oder Trümmer versperrt ist.

Stellenweise hat man die Verkehrswege bereits freigelegt oder wenigstens so weit geräumt, dass ein Lastwagen passieren kann.

Wir fahren an riesigen Steinhaufen vorbei.

Einst waren es schöne Städte oder Dörfer.

Aber wessen Schuld ist es?

Unterwegs machen wir Nachtpause.

Da nicht genügend Decken vorhanden sind, gehen die letzten leer aus. Mein Kollege Nekel Hoschet und ich, wir sind dabei.

Während der Nacht regnet es. Obschon wir Schutz unter Bäumen suchen, werden wir nass.

Am darauffolgenden Morgen geht die Fahrt weiter.

Endlich erreichen wir Frisingen.

Wir sind auf Heimatboden.

Prinz Charles ist am Telefon. Scheinbar geht es ziemlich laut her. Was soll nur los sein?

Wir dürfen jedoch noch nicht nach Hause. Von Frisingen aus werden wir nach Mondorf gebracht.

Wir werden in einem Hotel untergebracht. Hier werden wir von Prinz Félix in Kenntnis gesetzt, dass wir vorerst in Mondorf bleiben müssten, da in Dachau und Allach Leute an Typhus erkrankt seien. Um zu vermeiden, dass wir unsere Angehörigen und möglicherweise sogar das ganze Land anstecken könnten, müssten wir einige Zeit hier verbringen.

Zur ersten hl. Kommunion meines Sohnes Armand darf ich jedoch nach Hause. Die erste Kommunion unseres ältesten Sohnes war um ein Jahr verschoben worden.

„Dann ist dein Vater wieder da“, hatte Pfarrer Logelin gesagt.

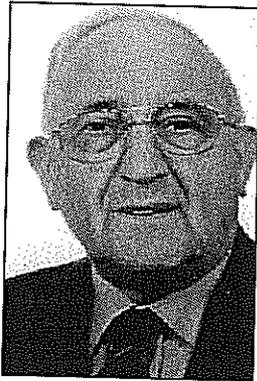
Ich muss allerdings noch für einige Zeit nach Mondorf zurück.

Dann, am 31. Mai 1945 dürfen wir endgültig nach Hause.“

Nach all den schrecklichen Erlebnissen, bin ich endlich wieder mit meiner Familie vereint.“

Paul Heinrich

Kriegserlebnisse von Gust und Marguerite GOERENS-HOFFMANN Birkenhaff / Schieren



GOERENS Auguste, geboren am 12. Dezember 1921, zu Schieren, erinnert sich:

„Der 10. Mai 1940, war ein Freitag. Freitags vor Pfingsten.

Das Schierener Kirchweihfest stand vor der Tür. Schon zwischen 8 und 9 Uhr hatten viele Dorfbewohner sich auf der Straße eingefunden, denn die Kunde von einem deutschen Einmarsch hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

Auf der Dorfstraße begegnete ich ebenfalls unserem Lehrer, Herrn Bourkel. Ich hatte bei Lehrer Bourkel die Schule besucht und kannte ihn gut. So redete ich ihn an, denn ich wollte seine Meinung über die kommenden Ereignisse wissen.

Herr Bourkel gab mir zur Antwort:

„Das wirst du schon noch merken.“

Ein Motorrad mit Beiwagen fährt aus Richtung Ettelbrück heran. Das Krad hält neben dem Lehrer an. Man fragt ihn nach seinem Beruf. Ein Soldat zeigt ihm eine Landkarte und stellt die Frage, ob nun bald die rote Allee kommen würde? Dort gäbe es ja eine Brücke. Ob diese Brücke befahrbar sei? Der Lehrer bejaht. – Es handelte sich um den Verbindungsweg, welcher von der Ortschaft Schieren über eine Alzette-Brücke zum Birtringer Schloss führte. –

Ob seine Aussage verlässlich sei, fragt man den Lehrer? Dieser bejaht, woraufhin man ihm droht, er würde mit seinem Kopf für die Richtigkeit seiner Aussage haften.

An diesem Abend haben bereits viele Einwohner Einquartierung von deutschen Soldaten, die am darauffolgenden Tag allerdings weiterziehen. Während Tagen kommt pferdebespannte Artillerie durch das Dorf.

Ich kann mich noch gut an die Worte von Frau Fischbach erinnern, als sie spontan ausrief:

„Lo sin d'Preisen do!“

Ein vorbeikommender Soldat muss ihre Äußerung verstanden haben, denn er antwortete prompt: „Ja, jetzt sind die Preisen da!“

Abgesehen von der Drohung gegenüber Lehrer Bourkel, verhielten die durchziehenden Soldaten sich gegenüber der Bevölkerung eher korrekt.

Wir glaubten zu diesem Zeitpunkt fest daran, dass die Deutschen vor der vielgepriesenen Maginotlinie der Franzosen eine Schlappe erleiden würden.

Als Frankreich dann allerdings kapitulierte, waren wir alle, nicht nur zutiefst enttäuscht, sondern regelrecht schockiert.

Nach dem Frankreichfeldzug kam ein deutscher Offizier zu uns. Wir kannten ihn, denn er hatte bereits beim Einmarsch in unserem Hause Quartier bezogen. Er war in Frankreich verwundet worden und bat darum, seinen Genesungsurlaub bei uns verbringen zu dürfen. Der Mann war zirka 40 Jahre alt und er wirkte als Professor an einer deutschen Ackerbauschule. Auf jeden Fall war er kein Nazi. Er hörte sogar abends die englischen Nachrichten ab. Bevor er wegging sagte meine Mutter zu ihm: „Wenn sie (die Deutschen) nur unsere Jungens nicht einziehen ?“

Darauf antwortete der Mann: „Ach Frau Goerens, das wäre noch nicht das Schlimmste. Passen sie auf, wenn die Gelben kommen!“

Ich konnte die Angst meiner Mutter durchaus begreifen, denn meine beiden Brüder und ich selbst, wir waren alle im wehrpflichtigen Alter.

Jos war der Älteste, dann kam ich und Paul war der Jüngste.

Nachdem Frankreich besiegt worden war, war uns allen klar, dass wir mit einer schlimmen Zeit zu rechnen hatten.

Die Leute stellten sich auf eine längere Besatzungszeit ein und begannen damit, Zucker, lebenswichtige Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zu horten.

Vor dem Einmarsch der Wehrmacht gab es bereits deutschstämmige Einwohner in Schieren und auf verschiedenen der umliegenden Höfe, die sich bis zu diesem Zeitpunkt völlig normal verhielten. Schlagartig wandelte sich jedoch ihr Benehmen. Ihnen wurden von den Besatzungsmächten deutsche Ämter zugeordnet. Hier in Schieren gab es einen Deutschen, der zwei Söhne hatte. Er selbst arbeitete im Pferdestall des Großherzoglichen Schlosses in Colmar-Berg. Als dort das Gestüt reduziert wurde, kam er durch Fürsprache der Großherzogin zur Eisenbahn, und dies in einer Zeit, wo bereits Krisis und Arbeitslosigkeit herrschten.

Eines Abends wurden wir von diesem Mann, er hieß Schwamberger, in den Gemeindsaal befohlen, „zwecks Stoßtruppbildung“ wie es damals hieß. Diese Versammlung wurde von dem bereits erwähnten Deutschen abgehalten, der sich selbst das Amt des Ortsgruppenleiters zugeordnet hatte. Abschließend verkündete er: „Heute geht es noch auf luxemburgisch, das nächste Mal wird nur noch hochdeutsch gesprochen!“

Zu dieser Zeit betrieben wir neben unserem landwirtschaftlichen Betrieb noch eine Gastwirtschaft, so dass wir ziemlich immer auf dem Laufenden darüber waren, was so im Lande passierte.

An jenem denkwürdigen 30. August 1942, als der Gauleiter die obligatorische Wehrpflicht für die Geburtsjahrgänge 1920 bis 1924 verkündete, hatte ich zusammen mit einigen Kameraden die Schobermesse besucht. Wir waren zutiefst deprimiert, denn es hieß ja immer:

„Wenn wir die Luxemburger brauchen, dann haben wir den Krieg sowieso verloren.“

Nun brauchten sie die Luxemburger.

Deutschland hatte den Krieg zwar noch nicht verloren, doch die anfängliche Siegeszuversicht fing an zu bröckeln.

Den Arbeitsdienst, der bereits zu einem früheren Zeitpunkt eingeführt worden war, hätte man noch hingenommen.

Aber nun?

Jos, der Älteste, wurde Anfang 1943 eingezogen. Er kam nach Polen.

Durch die Resistenz hatte ich mitbekommen, dass es ein Mittel gäbe, mit welchem man eine künstliche Gelbsucht erzeugen könnte. Ich hatte sogar die Adresse des Arztes herausbekommen, von dem man sich das Mittel beschaffen könnte, und zwar handelte es sich um Herrn Dr. Speltz, welcher in der Bahnhofs-Avenue in Luxemburg eine Praxis hatte.

Von ihm besorgte ich mir dann das Präparat, das ich umgehend vermittels Feldpostpäckchen an meinen Bruder Jos weiterschickte. Selbstverständlich hatten wir diese gefährliche Angelegenheit zuvor eingehend besprochen und als Deckwort, für den Schriftwechsel, das Wort „Caramellen“ vereinbart.

Durch den Kreisbauernführer fanden regelmäßig Betriebsbesichtigungen statt. Da die Landwirtschaft ja während der Nazizeit als kriegswichtiger Betrieb eingestuft war, konnte jeweils ein Betriebsmitglied vom Wehrdienst freigestellt werden, falls mehrere wehrdiensttaugliche Männer für den jeweiligen Betrieb in Frage kamen.

So wurde ich dann bis zum Herbst 1943 zurückgestellt. Auf Initiative der Kreisbauernverwaltung hatte man unserem Betrieb einen Traktor zugeteilt, und mich hatten sie als Betriebsleiter, Drescher und Schlepperführer, für das Dorf und die nähere Umgebung bestimmt. Hier muss ich allerdings noch einfügen, dass man uns nach einer Pferdemusterung gleich zwei Pferde beschlagnahmt hatte.

Während mein Bruder Jos zu diesem Zeitpunkt noch bei der Wehrmacht in Polen war, hatte man meinen jüngsten Bruder Paul im November 1943 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen.

Anfang 1944 fand dann noch eine Betriebsbesichtigung statt. Bei dieser Gelegenheit machte man mich darauf aufmerksam, dass meine Einberufung nun bevorstehe.

In der Tat bekam ich Anfang Mai den Stellungsbefehl.

Jos und Paul weilten zu diesem Zeitpunkt in Urlaub.

Paul hatte im Arbeitslager eine echte Gelbsucht erwischt.

Ich hatte inzwischen das Gelbsuchtspräparat eingenommen, so dass sich auch bei mir die ersten Symptome bemerkbar machten.

Meinem Bruder Paul ging es inzwischen so schlecht, dass wir ihn ins Krankenhaus bringen mussten. Da ich vor seiner Klinikeinlieferung mit ihm das Bett geteilt hatte, war ich überzeugt, dass es nun kein Problem sei, meine Gelbsucht glaubhaft als Ansteckung darzustellen.

Ich versah meinen Stellungsbefehl mit der Anmerkung, „an Gelbsucht erkrankt“, und ich schickte denselben an die Ausstellungsbehörde zurück. Knapp einen Monat später hielt ich den zweiten Stellungsbefehl in der Hand. Ich versah diesen mit dem gleichen Vermerk.

Um diese Zeit war bereits durchgesickert, dass die Nazis infolge der sich häufenden Gelbsuchtsfällen, bei wehrpflichtigen Luxemburgern, stutzig geworden waren.

Ungefähr eine Woche, nachdem mir die zweite Gestellungsorder zugegangen war, wurde ich verhaftet.

Das erste Verhör, das noch ziemlich glimpflich verlief, fand in den Büroräumen der Gendarmerie in Ettelbrück statt.

Dort wurde ich dann abgeholt und nach der Villa Conter in Diekirch gebracht. Hier wurde der Ton bereits etwas schärfer.

Geschlagen wurde ich jedoch nicht.

Man warf mir immer wieder vor, meine Gelbsucht sei künstlich erzeugt, und man wollte wissen, von wem ich das entsprechende Präparat bekommen hätte.

Ich blieb jedoch beharrlich bei meiner Version, ich hätte mit meinem Bruder Paul im selben Bett geschlafen und mich bei ihm angesteckt.

Schlussendlich wurde mir gesagt, man würde mich jetzt nach der Stadt Luxemburg bringen, dort würde ich nochmals verhört und ich könnte dann nach Hause.

Mit der Eisenbahn fuhr ich unter Geleit nach Luxemburg-Stadt.

Bei meinem Begleiter handelte es sich um einen gewissen Kayser Corneille, genannt „Nell“, aus Ettelbrück, welcher bei der Gestapo als Fahrer angestellt war.

Ich wurde von Kayser nach der Villa Pauly gebracht.

Jeder kannte ja die Villa Pauly, und es war hinlänglich bekannt, dass dort von der Gestapo regelmäßig Foltermethoden angewandt wurden.

So war es denn kein Wunder, dass mich bereits beim Namen Villa Pauly ein ungutes Gefühl beschlich, denn ich ahnte das Schlimmste.

Bereits bei meinem ersten Verhör, stellte ich fest, dass meine Vorahnung mich nicht getäuscht hatte.

Hier war ich nicht mehr unter Menschen, sondern ich war in den Händen von Bestien. Unmittelbar nachdem ich die berüchtigte Villa betreten hatte, wurden mir die Hände auf den Rücken gezerrt, und man legte mir Handschellen an.

Dann wurde ich in ein Vernehmungszimmer hineingestoßen, wo die Fragen nur so auf mich niederprasselten.

Hier hieß es bereits, dass meine Gelbsucht zweifellos auf künstlichem Wege erzeugt worden sei, und man wollte eigentlich nur noch von mir hören, von wem ich mir das hierzu benötigte Mittel verschafft hätte.

Als ich immer wieder beteuerte, mich bei meinem Bruder angesteckt zu haben, hagelte es Faustschläge und Fußtritte. Mehrere Gestapomänner standen um mich herum.

„Sie Schwein!“, muss ein beliebter Ausdruck des Vernehmungsbeamten gewesen sein, denn auf diese Weise wurde ich unzählige Male beschimpft.

Man fragte mich, ob mein Vater und meine Mutter noch leben würden?

Als ich diese Frage bejahte, sagte man mir in hämischen Tone, ich würde meine Eltern nie mehr wiedersehen.

Ich kann nicht mehr sagen, wie lange diese Tortur dauerte, denn ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Hinzu kam eine unbeschreibliche Angst; denn inzwischen hatte ich ja erkannt, dass diese Burschen vor keiner Gemeinheit zurückschrecken.

Nachdem das Verhör endlich beendet war, wurde ich in den Flur hinausgeschoben. Dort traf ich Nic Sand und Ed Schneider aus Ettelbrück, die ebenfalls zu einem Verhör vorgeladen worden waren.

Beide hatte man soeben entlassen und sie schickten sich an, das Gebäude zu verlassen. Schnell wollte ich mich ihnen anschließen, als hinter mir eine Stimme ertönte:

„Halt sie da, hiergeblieben!“

„Sie werden noch eine Sondervorstellung geben!“

Ich wurde dann in die Kellerräume gebracht, wo ich mit Boudler Misch aus Schieren zusammentraf, der wie ich selbst, Handschellen trug.

Da ich an diesem Tage bereits frühzeitig von zu Hause abgeholt worden war, hatte ich noch kein Frühstück und kein Mittagessen zu mir genommen, aus welchem Grunde ich Misch fragte, ob er kein Stück Brot für mich hätte. Er sagte mir, er hätte wohl etwas Brot in der Tasche, doch könnte er dieses infolge seiner Behinderung durch die Handschellen nicht herausholen.

Ich stellte mich neben ihn, und es gelang mir, das Brot mit meinen ebenfalls gefesselten Händen aus seiner Tasche zu holen.

Misch gab mir Anweisung, es ihm zwischen seine gefesselten Hände zu schieben.

Ich bückte mich und konnte das Brot auf diese Weise mit den Zähnen erreichen.

Ich wurde dann in eine schmale Zelle geschoben, wo ich einige Zeit verbrachte, bevor ich zum nächsten Verhör geführt wurde.

Unter ständigen Schlägen und Beschimpfungen wollte man immer wieder dasselbe von mir hören, und zwar, auf welche Weise ich zu meiner Gelbsucht gekommen wäre und wer mir das entsprechende Mittel gegeben hätte?

Trotz ständiger Schläge und Demütigungen blieb ich beharrlich bei der Version, ich hätte mich bei meinem Bruder Paul angesteckt.

Nachdem auch dieses Verhör unter Geschrei und schweren Misshandlungen beendet war, wurde ich ins Grundgefängnis gebracht. In der Aufnahme befand sich zu diesem Zeitpunkt noch ein Beamter luxemburgischer Nationalität, der mich wohlwollend behandelte. Als er meine durch die Handschellen verunstalteten Hände sah, meinte er, derartig schlimm zugerichtete Hände hätte er noch nie gesehen.

Bevor ich im Gefängnis in die Verbrecherzellen gesteckt wurde, hatten deutsche Aufseher meine Taschen umgekrempelt und dabei Noten zu Tage befördert, welche auf den Kirchenchor Bezug hatten, dem ich bereits seit meiner Schulzeit angehörte.

Ich hörte dass einer der Aufseher diesen Fund mit der Bemerkung quittierte: „Das Schwein ist auch noch Kirchensänger!“

Ich blieb 12 Tage in Dunkelhaft.

Jeden Tag, außer sonntags, wurde ich zum Verhör gebracht.

Es lief jedesmal nach demselben Schema ab. Ich wurde angebrüllt und geschlagen.

Eine Frage wurde immer wieder aufgeworfen, und zwar lautete diese: „Wurde ihr Bruder im Urlaub krank, oder war er bereits krank, als er nach Hause kam?“

Ich wiederholte immer nur, dass mein Bruder Paul die Gelbsucht hatte, als er in Urlaub kam und dass ich mich bei ihm angesteckt hätte.

Im Gefängnis stellte ich mit Schrecken fest, dass man auch Dr. Speltz verhaftet hatte. Er saß in der dritten Zelle neben mir. Da ich jedoch der Ansicht war, unsere Zellen würden überwacht, erkühnte ich mich nicht, mit ihm zu sprechen.

Eines Tages redete er mich jedoch an, indem er sagte, er sei 76 Jahre alt, für ihn sei sowieso alles vorbei.

Er ließ mich wissen, dass ich seinen Namen ruhig nennen dürfte, wenn ich mir dadurch Schlimmeres ersparen könnte. Wörtlich äußerte er: „Ob ich 77 oder 78 auf dem Buckel habe, das ist schließlich gleichgültig.“

Ich gab ihm jedoch flüsternd zu verstehen, dass ich trotz mehrmaliger Verhöre nichts gesagt hätte.

Dr. Speltz war ebenfalls durch die Folterkammer der Gestapo gegangen, denn wie ich feststellte, hatte man ihm vorne im Mund einen Zahn eingeschlagen.

Als man mich einmal von der Villa Pauly nach dem Gefängnis bringen sollte, steuerte der Fahrer den Wagen vor der alten Brücke nach rechts, in die Bahnhofs-Avenue. Dort brachte er das Fahrzeug auf Geheiß des Beifahrers zum Stillstand.

Da der Wagen in der Nähe der Praxis von Dr. Speltz angehalten hatte, vermutete ich, dass meine Begleiter Befehl hatten, mich auf die Probe zu stellen, indem sie meine Reaktion prüfen sollten.

Meine Angst erwies sich jedoch als unbegründet, als der Beifahrer ausstieg und in einem anliegenden Hause verschwand.

Der Fahrer, welcher sich jetzt allein mit mir im Wagen befand, deutete auf seine Pistole und machte mich darauf aufmerksam, dass er von der Waffe Gebrauch machen würde, im Falle wo ich versuchen würde, zu flüchten.

Nachdem der Beifahrer zurückgekommen war, wurde ich jedoch wieder nach dem Grundgefängnis zurückgebracht.

In der dritten Woche fuhr man mich in die Industrieschule auf dem Limpertsberg. Dort wurde mir, im Zusammenhang mit der Gelbsucht, eine Blutprobe entnommen.

In der Folge wurde ich im Gefängnis zur Arbeit herangezogen, und zwar kam ich in einen Raum, wo mit Hilfe von Paketschnüren Teppiche geknüpft wurden.

Ein junger Mann, der mich mit der Arbeit vertraut machen sollte, machte mich darauf aufmerksam, dass ich auf der Hut sein müsste, denn er würde von jemandem abgelöst, der versuchen würde mich auszuhorchen. Tatsächlich kam nach der Ablösung ein anderer, der offensichtlich den Auftrag hatte, mich zu bespitzeln, indem er mir Fragen über den Grund meiner Verhaftung stellte. Da ich ja gewarnt worden war, fiel ich jedoch nicht auf diesen billigen Trick herein. Ich gab dem Mann den Grund meiner Verhaftung zwar bekannt, doch blieb ich auch hier bei meiner Version, dass ich unschuldig sei, indem mein Bruder mich mit Gelbsucht angesteckt hätte.

Kurze Zeit später erfuhr ich, dass mit meiner Blutprobe alles in Ordnung sei.

Bei einem Verhör hatte ich dem Vernehmungsbeamten gesagt, die Gelbsucht sei erblich, denn meine Schwester sei 1936 daran gestorben und meine Tante 1943 ebenfalls.

Als ich ihm das nächste Mal vorgeführt wurde, erklärte er mir auf souveräne Art, er habe sich im Hinblick auf meine vorherigen Aussagen genau erkundigt.

Die Gelbsucht sei übertragbar, jedoch keineswegs erblich.

Nach Abschluss des letzten Verhörs zog der Vernehmungsbeamte das Papier aus der Schreibmaschine und las mir meine Aussagen vor. Dann schaute er mich grimmig an und sagte: „Alles was ich hier geschrieben habe ist gelogen, ich schmeiße ihnen die Schreibmaschine ins Maul!“

Kurze Zeit später wurde ich während der Arbeit aufgerufen, und man befahl mir, zum „Hausvater“ zu kommen.

Aus Erfahrung wusste ich bereits, dass ein solcher Aufruf nur Freiheit oder KZ bedeuten konnte, und ich machte mich innerlich bereits auf das Schlimmste gefasst.

Nachdem ich mein Bett abgebaut hatte, stellte ich dem aufsichtsführenden Beamten die Frage, was denn nun mit mir geschehe?

Ich bekam zur Antwort, dass ich das noch rechtzeitig erfahren würde.

Im Gefängnistrakt traf ich dann den mir bekannten Gefängnisgeistlichen, Herrn Wilhelm Weis.

Nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, betrat der Pfarrer das Büro des „Hausvaters“, um sich zu erkundigen, was denn mit mir passieren würde. Ich musste unterdessen draußen warten.

Ich hörte jedoch, dass zu Herrn Weis gesagt wurde:

„Der Mann wird entlassen.“

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Die Entlassungsformalitäten waren schnell erledigt, und ich wurde mit einem Personenwagen der Gestapo, einem Opel, bis zur Alten Brücke gebracht.

Bevor ich aus dem Wagen aussteigen durfte, wurde ich strengstens ermahnt, von den mich betreffenden Geschehnissen kein Wort zu sagen. Man würde mich vorläufig entlassen, doch die Untersuchung gegen meine beiden Brüder würde fortgesetzt.

Mich selbst könnte man zu jeder Zeit wieder verhaften.

Ich hatte nur noch 3,50 Reichsmark in der Tasche, so dass ich mir keine Fahrkarte für die Heimfahrt leisten konnte.

Auf dem Gebiete der Stadt Luxemburg hatte ich jedoch Verwandte, welche dort eine Bäckerei betrieben.

Dort ging ich hin, und ich bekam erst mal etwas Kräftiges zum Essen. Dann wurden meine Eltern telefonisch von meiner Freilassung informiert. Nachdem ich Geld für eine Fahrkarte bekommen hatte, machte ich mich zu Fuß auf den Weg zum Bahnhof und ich fuhr mit dem Zug nach Hause.

Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich empfand, endlich den Fängen der Gestapo entronnen zu sein.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr, bekam ich ein Schreiben des Wehrkreiskommandos Luxemburg, gemäß welchem ich mich dort zu melden hätte.

Ich begab mich daraufhin nach Ettelbrück, in die Ackerbauschule, mit der Absicht den dortigen deutschen Direktor Oberthreis um Rat zu fragen. Bei diesem handelte es sich um einen anständigen Menschen. Er war Kriegsversehrter des Ersten Weltkrieges. Ich kannte ihn, da er in der Vergangenheit des öfteren bei Feld- und Hofbesichtigungen in unserem Betrieb dabei gewesen war.

Außerdem war Herr Oberthreis landwirtschaftlicher Berater beim Wehrkreiskommando.

Der Mann war mir jedenfalls gut gesinnt. Nachdem ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, erbot er sich, mich nach Luxemburg, zum Wehrkreiskommando zu begleiten.

Dort wurde ich einem Stabsarzt vorgeführt. Nachdem dieser meine Papiere studiert hatte, stellte er mir die Frage:

„Na, junger Mann, wo hatten sie denn die Pillen her!“

Ich entgegnete ihm, dass ich von Pillen keine Ahnung hätte. Mein Bruder hätte mich mit der Gelbsucht angesteckt. Ohne weitere Einwände vermerkte der Arzt in meinem Wehrpass:

„Krankheitshalber zurückgestellt bis zum 9. September 1944.“

Etwas Besseres konnte mir nicht passieren, denn am 10. September 1944 kamen die Amerikaner.

Ich bedankte mich herzlich bei meinem Begleiter.

Wir feierten unsere Befreiung.

Ich war mit einem blauen Auge davongekommen, denn jetzt konnten die Nazis mir nichts mehr anhaben.

In den kommenden Wochen konzentrierte ich mich wieder ganz auf die Arbeit in unserem landwirtschaftlichen Betrieb.

Dann kam die Rundstedtoffensive.

Was keiner für möglich gehalten hatte, war Realität geworden. Die Deutschen hatten es nochmals versucht.

Sie kehrten zurück.

Als es brenzlich wurde, entschlossen auch die Schierener sich zur Flucht.

Zusammen mit den Eltern begaben wir uns nach Marienthal. Dort fanden wir im Kloster wohlwollende Aufnahme.

Mich hielt es dort jedoch nicht lange.

Ich wollte unbedingt mit Kollegen nach Schieren zurück, um das zurückgelassene Vieh zu füttern. Es war jedoch so gut wie unmöglich von Cruchten bis nach Schieren durchzukommen. Überall standen Posten, die uns zurückwiesen. Mit unseren Fahrrädern versuchten wir es über einen Umweg.

Wir trafen jedoch überall auf amerikanische Posten, die uns zurückschickten.

Am darauffolgenden Tag hatten wir mehr Glück, denn die Amerikaner suchten nach Einwohnern aus Schieren, damit diese sich um das Vieh kümmern könnten.

Wir waren fünf, die mit einem Jeep nach Schieren gefahren wurden.

Alles verlief vorerst ziemlich normal. Wir waren uns jedoch stets bewusst, dass wir uns in der Nähe der Front befanden.

Was dann allerdings am Heilig-Abend geschah, werde ich nie vergessen.

Am Ausgang unserer Ortschaft, zwischen Schieren und Ettelbrück, war die ganze Zeit über ein Panzerspähwagen mit unzähligen Antennen in Stellung. Wir erkundigten uns bei der Besatzung über die Frontlage. Die Soldaten zuckten die Schultern, gaben uns jedoch den Rat, außerhalb der Ortschaft Schieren zu übernachten.

So machten wir uns in stockfinsterner Nacht, zu Fuß auf den Weg nach Cruchten. Beim „Schlaederhaff“ angelangt, kam uns ein stämmiger Amerikaner entgegen. Dieser gebärdete sich wie wild und da wir aus Richtung Front kamen, wurden wir vermutlich von ihm für Spione gehalten.

Die Amerikaner hatten hier Artillerie in Stellung gebracht und schossen, was die Rohre hergaben.

Da man uns nicht traute, mussten wir die „Heilige Nacht“ in der elektrischen Zentrale vor der Ortschaft Cruchten verbringen, in die man uns eingesperrt hatte.

Um uns die Zeit irgendwie zu verkürzen, sangen wir Weihnachtslieder, bis spät in die Nacht. Am darauffolgenden Morgen ließen die Amerikaner uns laufen. Noch eingeschüchtert durch das eben Erlebte, kehrten wir nach Marienthal zurück.

Nachdem die Deutschen zurückgeschlagen worden waren, versuchten wir aufs neue, nach Schieren zurückzukehren.

Es hieß nämlich, wenn wir gegenüber den Amerikanern angeben würden, wir wären Farmer, dann würden sie uns durchlassen.

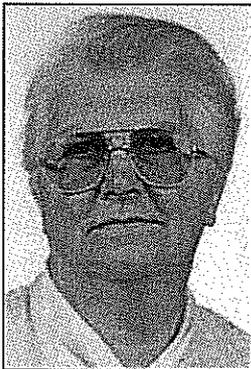
So war es in der Tat.

Wir durften nach Schieren.

Im Dorf hatte sich kaum etwas verändert. Die Deutschen waren nicht über Ettelbrück hinausgekommen.

Wir konnten das halbverhungerte Vieh wieder versorgen.

Von den Amerikanern wurden wir beköstigt. Wir lebten nicht schlecht. Die Amerikaner fuhren sogar mit einem Lastwagen nach Luxemburg, wo sie in einer Brauerei Bier abholten. Bier das in unserer Gastwirtschaft ausgeschenkt wurde.“



Marguerite GOERENS-HOFFMANN, geboren am 15. April 1924 auf dem Matgeshaff / Schieren, kann sich erinnern:

„Matgeshaff, wo ich geboren wurde, liegt zwischen den Ortschaften Schieren und Schrondweiler.

Am 10. Mai 1940 hielt ich mich zu Hause auf, als plötzlich Flugzeuge am Himmel erschienen und in nördlicher Richtung flogen.

„Jetzt sind die Preußen da!“, sagte mein Vater. Er legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

Da ich meinen Vater noch nie weinen gesehen hatte, traf sein Verhalten mich zutiefst. Bestimmt kam jetzt nichts Gutes auf uns zu, denn sonst hätte Vater nicht geweint.

An diesem Tage kamen deutsche Soldaten mit Motorrädern und Beiwagen von Schrondweiler her. Sie fuhren in Richtung Schieren. Einquartierung von Deutschen hatten wir nicht.

Nachdem Luxemburg von den Deutschen besetzt worden war, wussten wir selbstverständlich, was so im Lande geschah, doch ließ man uns unbehelligt.

Ich kann mich lediglich erinnern, dass Leute von Ettelbrück und aus der weiteren Umgegend zu uns auf den Hof kamen, um zu hamstern. Soweit wir hierzu in der Lage waren, gaben wir Lebensmittel an die Leute ab. Ich glaube nicht, dass einer leer ausging.

Dann, eines Tages, änderte sich für uns der normale Hofbetrieb.

Der Gauleiter hatte die Wehrpflicht für die Luxemburger verkündet.

Zum ersten Mal wurden wir mit dieser Situation konfrontiert, als eine Tante, welche in Düdelingen wohnte, bei uns vorstellig wurde, und die Bitte vortrug, einen ihr bekannten jungen Mann, der sich dem Wehrdienst entziehen wollte, bei uns zu verstecken.

Mein Vater erklärte sich sofort einverstanden.

In der Folge sollte der Strom der bei uns versteckten Deserteure nicht mehr abreißen.

Ich kann mich heute noch an die Namen aller Refraktäre erinnern, die bei uns Zuflucht gesucht hatten. Es waren insgesamt 17.

Bestens erinnern, kann ich mich jedoch an die Zeit, wo die versteckten Deserteure noch mit uns auf den Feldern arbeiteten.

Einer passte immer auf.

Sobald sich etwas Verdächtiges auf der Verbindungsstraße Schieren-Schrandweiler bewegte, gab dieser ein Zeichen.

Alle schauten dann noch einmal in die angegebene Richtung und warfen sich zu Boden.

Eines Tages hatte mein Vater sie damit beauftragt, eine Rübengrube auszuheben. Unter ihnen war auch Pierre Neuberg, der es später zu einem hochrangigen Offizier in der luxemburgischen Armee brachte. Zum Gaudium seiner Kollegen sagte Pierre: „Mein Vater hat immer gesagt, wenn du nichts lernst, musst du eben mit der Schaufel arbeiten.“

„Jetzt ist es soweit!“

Zu dieser Zeit kam auch ein junger Mann aus Schieren zu uns auf dem Hof. Es handelte sich um Paul Helbach, den Sohn von Förster Helbach.

Paul Helbach war ebenfalls Deserteur der Wehrmacht. Sein Vater, Förster Helbach, hatte nach Auffassung der Nazis seine Amtspflicht verletzt und war zwei Jahre zuvor nach der Lüneburger Heide strafversetzt worden.

Eines Tages kam es dann zu einem Zwischenfall der davon zeugte, dass die jungen Männer sich der Gefährlichkeit ihrer Situation nicht bewusst waren.

Einige hatten sich von unserem Hof entfernt und streiften in der Gegend herum. Hierbei kamen sie dann auf einen Nachbarhof, wo ihr Auftauchen selbstverständlich Erstaunen hervorrief.

Als sie im Hinblick auf ihren Aufenthaltsort angesprochen wurden, erzählten sie freimütig ihre ganze Geschichte, wobei sie nicht ausließen, dass sie auf dem „Matgeschaff“ versteckt seien. Zusätzlich fragten sie noch nach Tabak und Zigaretten.

Als wäre das Ganze noch nicht schlimm genug gewesen, begaben sich zwei andere, unter ihnen Pierre Neuberg, nach Ettelbrück, wo letzterer eine Tante besuchen wollte.

Als die Ausflügler spät in der Nacht zurückkehrten, gab der weit vorsichtigere Paul Helbach ihnen zu verstehen, dass ihre Unüberlegtheit doch zu weit gehe, so dass er sich als Schiereener dazu verpflichtet fühle, dem Hausherrn diese Eskapaden zu melden.

Das war für meinen Vater, den stets hilfsbereiten und besonnenen Menschen, nun doch zuviel. Er stauchte sie nicht nur gehörig zusammen, sondern in seinem berechtigten Zorn, bekamen die Missetäter sogar einige Ohrfeigen.

Unter den gegebenen Umständen war es zu gefährlich, die versteckten Deserteure weiterhin in unserer Obhut zu behalten, so dass mein Vater anordnete, dass sie sich nach einer anderen Bleibe umsehen müssten. Mit Hilfe der Resistenz wurden sie dann in andere Verstecke gebracht, so dass vorerst keiner mehr in unserer Nähe war.

Auf unserem Hof ging das Leben unterdessen weiter.

Doch eines Tages, in aller Frühe, nicht lange nach den unüberlegten Ausflügen der Deserteure, hatten wir Hausdurchsuchung.

Drei Lastwagen fahren vor.

Etwa 20 Mann, Uniformierte und Zivilisten umschwärmten unseren Hof. Durchsuchten das ganze Haus. Schauten in Schränke und warfen einen Blick unter die Betten. Keinen Winkel ließen sie aus.

Ställe und Scheune wurden ebenfalls durchsucht.

Mein Vater war eben dabei, ein Schwein zu verschneiden. Selbstverständlich ohne Genehmigung der deutschen Behörde.



Matgeshaff / Birkenhaff aus Richtung Schrondweiler betrachtet

Vater war gezwungen „schwarzzuschlachten“ da wir andernfalls die vielen hungrigen Mäuler der versteckten Jungens nicht hätten stopfen können.

Als man uns fragte, wo denn der Hausherr sei, gab unsere Mutter kurzumwunden an, er befinde sich auf dem Speicher und zerlege ein geschlachtetes Schwein.

Man vermutete zwar Schwarzschlachtung, doch als mein Vater hierauf angesprochen wurde, erwiderte er seelenruhig, eine Genehmigung zur Schlachtung liege vor.

In der Folge wurde die Schlachtung oder Schwarzschlachtung nicht mehr erwähnt, so dass es offensichtlich war, dass man nur nach Deserteuren suchte und alles andere zweitrangig war.

Einer kam zu uns in die Küche. Obwohl wir genau wussten, aus welchem Grunde die Durchsuchungen stattfanden, hatte keiner der Beamten den Grund der Hausdurchsuchung erwähnt.

Meine Mutter sprach den Mann darauf an, woraufhin dieser bereitwillig angab, dass nach Deserteuren der Wehrmacht gesucht würde.

Meine Mutter, die in solchen Fällen nicht aus der Ruhe zu bringen war, sagte schlicht und einfach: „Ach so, ich habe geglaubt, sie kämen zur Wildschweinjagd!“

Nachdem nichts gefunden worden war, zog das Aufgebot wieder ab.

Um das geschlachtete Schwein kümmerte sich keiner mehr.

An dieser Stelle will ich ausdrücklich darauf hinweisen, dass es nur der Umsicht von Paul Helbach zuzuschreiben war, dass die Deserteure nach ihrer unüberlegten Handlung, in andere Quartiere gebracht worden waren.

Hätte Paul den Ausflug seiner Kollegen nämlich verschwiegen, dann hätten die Deutschen bei der Hausdurchsuchung nicht nur alle Deserteure, sondern auch unsere ganze Familie verhaftet.

Was uns dann passiert wäre, kann man sich leicht vorstellen.

Eines Tages kam der in Ettelbrück stationierte Gendarm Feltgen zu uns auf den Hof. Er machte uns darauf aufmerksam, dass eine Hausdurchsuchung, wegen Verdachts des Schwarzschlachtens, bei uns bevorstehe.

Mein Vater versteckte das Fleisch, indem er es im Walde an Bäumen aufhängte. Vater hatte uns Anweisung gegeben, beim Ausräumen der Vorratskammer zu helfen. Er hatte uns allerdings aufgetragen, einige Fleischstücke hängen zu lassen, um nicht von vornherein das Misstrauen der Beamten zu wecken.

Wir hatten allerdings vergessen, die Schwänze der Schweine zu entfernen. Glücklicherweise wurde unser Vater noch rechtzeitig auf dieses Versäumnis aufmerksam, denn andernfalls wäre es für die Deutschen ein Leichtes gewesen, uns der wiederholten Schwarzschlachtung zu überführen.

Die von Gendarm Feltgen angekündigte Hausdurchsuchung fand dann auch tatsächlich statt.

Er selbst war bei der Hausdurchsuchung zugegen, doch spielte er nur den stummen Zeugen.

Da wir ja fast den gesamten Fleischvorrat weggebracht hatten, wurde natürlich nichts gefunden, was auf Schwarzschlachten hingedeutet hätte und die Gendarmen zogen unverrichteterdinge ab.

Insgesamt hatte man bei dieser Durchsuchung den Eindruck, als hätten die Beamten es nicht besonders darauf angelegt, etwas zu finden.

Eines Tages offenbarte Vater uns, dass er im Walde zwei geeignete Stellen gefunden hätte, wo man Bunker bauen könnte, die nicht so leicht zu finden seien.

Als die Bunker fertig waren, wurde der eine von Johny Pauly und Roger Decker belegt, während in dem anderen Jäng Hamen und Raymond Thielen, Unterschlupf fanden.

Die meiste Zeit verbrachten sie im Bunker, denn inzwischen war es zu gefährlich geworden, sich noch irgendwo außerhalb eines Verstecks zu bewegen.

Abends kamen sie immer zu uns auf den Hof, um ihr Essen abzuholen. Die Abholzeiten waren jedoch so festgelegt, dass keiner dem anderen begegnete. Hiermit wollte mein Vater erreichen, dass im Falle der Entdeckung einer Bunkerbelegschaft, diese von der anderen keine Namen wusste.

Einen Bunker hatten wir in der Scheune, gleich neben der Futterluke eingerichtet. Dieser sollte nur im Notfall bezogen werden.

Ein deutscher Hauptmann namens Singer, kam während dieser Zeit regelmäßig zur Jagd. Eines Tages sollten sich die versteckten Jungens im Bach waschen, doch wurden sie von diesem Hauptmann entdeckt. Uns gegenüber sprach er diesen Vorfall zwar nicht an, doch hörten wir später, dass er in gewissen Kreisen von seiner Entdeckung gesprochen hatte.

Er zeigte den Vorfall jedoch nicht an, denn andernfalls wären zusätzliche Durchsuchungen wohl nicht ausgeblieben.

Außer den bereits erwähnten Deserteuren waren noch folgende junge Männer bei uns versteckt:

Jean Kyll, Milly Kremer, Jules Niclou, Félix Kirsch, Alphonse

Meisch, Rino Chemelli, Camille Wintersdorf, Aloyse Ludivig sowie ... Pastoret,... Weyer und ...Babkowsky.

Ich bin sicher, dass man auf den umliegenden Höfen wusste, dass wir Wehrpflichtige versteckt hielten, doch hat niemand etwas gesagt.

Bei der Befreiung, im September, führte die Flucht der deutschen Truppen auch an unserem Hofe vorbei. Hier machten sie immer wieder Station, und eine Menge Fahrzeuge waren im Hof oder in der näheren Umgebung abgestellt.

Einmal, nachdem bereits alle Fahrzeuge abgefahren waren, kam ein deutscher Soldat noch schlaftrunken auf den Hof, wo er uns mitteilte, dass er die Abfahrt seiner Kollegen verschlafen hätte.

Obschon der fluchtartige Rückzug der Deutschen in vollem Umfange eingesetzt hatte, kam noch ein Fahrzeug zurück, um den Vermissten aufzunehmen.

Während der ganzen Zeit, wo wir Deserteure versteckt hatten, war uns wohl bewusst, was mit uns allen geschehen würde, falls man uns erwischen würde. Heute muss ich jedoch sagen, dass wir uns lediglich darauf konzentrierten, diese jungen Leute vor dem Wehrdienst zu bewahren.

An unsere eigene Sicherheit dachten wir damals nicht.

Mit einer gewissen Genugtuung kann ich heute behaupten, dass unsere damaligen Schützlinge uns nie vergaßen. „Matgeshaff“, wo sie in schweren Zeiten Zuflucht fanden und ihre damaligen Betreuer, die sie unter Lebensgefahr aufgenommen hatten, hielten sie stets in dankbarer Erinnerung.

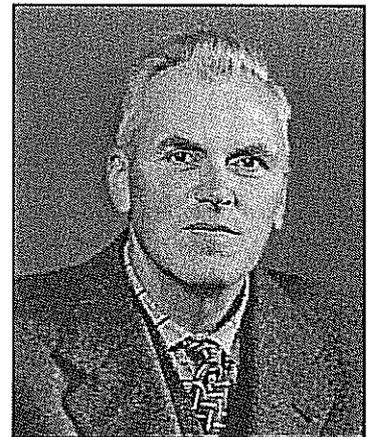
Birkenhaff, im November 2004

Paul Heinrich



Gertrude HOFFMANN-METZ
1896 - 1968

Die Eheleute
HOFFMANN-METZ
hatten während
der Nazi-Okkupation
17 Refraktäre
versteckt.



Emile HOFFMANN
1899 - 1980



Von den 17 Refraktären gestiftete Gedenktafel, welche an der Fassade des Wohnhauses „Matgeshaff“ angebracht wurde.

Photo: Jean-Luc REISER + Raymond HESS

UNSERE RÄTSELECKE

Die richtige Lösung aus der März-Nummer lautete:

LEIGH - MALLORY

Richtige Lösungen haben eingesandt:

LUDWIG	Nico	Ettelbrück
STEICHEN	Camille	Welscheid
WINANDY	Alfred	Bamhafft / Welscheid
HÜBSCH	Nic	Ettelbrück

Wer kennt die Antworten?

-Einmotoriger britischer Bomber	. . . 1
-Name eines Konzentrationslagers in Spanien	. . . 2 . . .
-Umsiedlungsort 3
-Sowjetischer Generalstabschef	. 4
-Zweimotoriger amerikanischer Bomber 5 .
-Mitglied der Widerstandsorganisation ALWERAJE 6 .
-Heimliches Schreiben Gefangener an Mithäftlinge	. 7
-Einmotoriges deutsches Jagdflugzeug 8 . .

Die Punktezahl hinter den Fragen stimmt mit der Zahl der einzusetzenden Buchstaben überein.

Das richtige Einsetzen der Buchstaben, anstelle der Zahlen 1 bis 8, ergibt den Namen eines deutschen Politikers, der kurz nach dem ersten Weltkrieg ermordet wurde.

Die Lösung (nur der zutreffende Name) ist bis zum 1. März 2005 an die Adresse

GENERAL PATTON MEMORIAL MUSEUM
5, rue Dr. Klein
L-9054 ETTTELBRUCK zu richten.

Die ersten drei richtigen Antworten geben Anspruch auf einen Gratisbesuch des Patton-Museums für jeweils 2 Personen.

BESONDERE HINWEISE

- Der jährliche Mitgliedsbeitrag von 10 Euro ist bis zum 1. März 2005 auf das Postscheckkonto LU84 1111 0968 9892 0000 GREG, L-9054 ETTTELBRUCK, zu überweisen.
- Die diesjährige Studienreise unserer Vereinigung konnte infolge diverser Sonder-verpflichtungen des GREG nicht stattfinden. Diese wird bis zum Frühjahr 2005 verschoben.
- Die KZ-Erlebnisse von Nicolas Hoffmann, welche in 7 Folgen in unserem Bulletin erschienen, werden in einem Buch zusammengefasst, welches in absehbarer Zeit unter dem Titel „ Der Schutzhäftling Nicolas Hoffmann “ auf dem Büchermarkt erscheint.

Durch Überweisung von 22 Euro auf das Postscheckkonto des GREG, mit dem Vermerk „livre Hoffmann“ wird das Buch unseren Mitgliedern kostenlos zugestellt.
Der spätere Verkaufspreis beträgt 25 Euro.

